



Pflegemutter

Seit 30 Jahren kümmert sie sich um alte Menschen. Jetzt sagt sie plötzlich, sie kann nicht mehr. Was ist das für ein Job, der eine wie sie zum Aufgeben zwingt?, fragt sich MORITZ HERRMANN. Und begleitet seine Mutter auf eine letzte Schicht

M

ontagsmorgen, 6.32 Uhr, der Himmel ist noch blauschwarz. Drinnen, in der Pflegestation, wo die Schwestern sich die Umhängetaschen für ihre Touren holen, knistern die Neonröhren. Ich bin nie so früh wach, meine Mutter immer. Fünf Tage die Woche, seit mehr als 30 Jahren. Sie guckt auf ihren Dienstplan, dann an die Decke, sie seufzt, und ich ahne: die heftige Tour heute, die ganz harten Fälle. Im grellen Licht fallen mir ihre Falten auf. Wie viele graue Strähnen ihr Haar bekommen hat. Sie steht am Schlüsselkasten, Polohemd mit Dienstlogo. Den Reißverschluss auf den sie die Schlüssel für ihre Route fädelt, muss sie mit beiden Händen halten.

Es ist ein paar Wochen her, wir saßen bei einem Glas Rotwein auf ihrem Balkon, als mir meine Mutter sagte, sie wolle nicht mehr als Pflegerin von Haus zu Haus, von Wohnung zu Wohnung fahren. Könne nicht mehr, sei fertig. Sie wolle kündigen. Stattdessen Erzieherin werden, ein ewiger Traum schon, die Kita, in der ihre beste Freundin arbeitet, sei interessanter.

Sie erwischte mich damit völlig unvorbereitet. Seit ich denken kann, arbeitet meine Mutter als Krankenschwester bei einem Pflegedienst. Als Teenager fand ich das uncool, all die alten Leute. Im Grunde wusste ich nie viel von ihrer Arbeit. Sicher, ich ahnte, dass sie hart war, irgendwie. Aber war meine Mutter das nicht auch? Die zähste und tapferste Frau, die ich kenne. Was war das für ein Job, der eine wie sie zum Aufgeben zwang? Ich beschloss, sie auf Tour zu begleiten.

Ein Klinkermietshaus, kurz vor sieben, meine Mutter klingelt. »Ich warne die Leute, bevor ich reingehe, weil ich es auch nicht wollen würde, wenn unangekündigt jemand im Wohnzimmer steht«, sagt sie. Die Patientin, geblümtes Nachthemd, thront im Sessel. Auf dem Kachelstisch eine Kerze, es riecht nach Kölnischwasser. Sie krächzt: »Warum klingeln Sie denn?«

An ihrem Knöchel löst sich ein Verband, den meine Mutter wechselt, obwohl das nicht im Plan steht. Der Dame wurden Inkontinenzunterlagen für das Bett geliefert, die sie nicht will: »Da kann man ja durchgucken!« Andere seien bestellt, aber noch nicht genehmigt, erklärt meine Mutter, die Patientin ruft: »Da kann man ja durchgucken!« Ob sie die nicht trotzdem behalten und in zwei, drei Lagen legen wolle, fragt meine Mutter, die Patientin sagt: »Da kann man ja durchgucken! Nehmen Sie die mit!« Wir nehmen die Unterlagen mit.

Niemals könnte ich so geduldig mit jemandem sein, denke ich auf dem Weg zurück zum Auto.

Der nächste Patient ist demenzkrank, er sitzt auf dem Sofa und plappert ohne Pause. Meine Mutter hört zu, fragt nach, lacht mit, während sie seine Tablettenrationen für diese Woche in die Fächer Montag, Dienstag, Mittwoch drückt. Kollegen, sagt meine Mutter, würden schweigen oder barsch werden, um im Plan zu bleiben. Das erzählen ihr Patienten, sie hat es auch erlebt. Sie selbst plaudere mit den Alten, weil das für viele der einzige menschliche Kontakt am Tag sei. »Dann kann ich doch nicht sagen: Halten Sie bitte mal die Klappe!«

Meine Mutter nickt jetzt ein Nicken, dem ich ansehe, dass sie die Anekdote – Urlaub in Tirol, vor vielen Jahren – schon häufig gehört hat. Nachdem sie ihm Insulin gespritzt hat, fängt Herr B. zu weinen an. Weint einfach drauflos, hört gar nicht mehr auf, weint in sein Wohnzimmer aus Eiche, in

dem er plötzlich so gottverlassen und einsam wirkt, wie es meine Mutter nie sein wird, jedenfalls schwöre ich mir das in diesem Moment. Lassen Sie es raus, sie umarmt ihn, alles wird gut. Ob sie, schluchzt er, ihr Ostergeschenk bekommen habe? Dabei ist selbst Pfingsten lange vorbei. Er fingert eine Marzipanschachtel unter alten Fernsehschriftchen hervor. Für den jungen Kollegen, er nickt mir zu, habe er leider nichts. Am Fenster welken Geranien.

Wir steigen ins Auto. Meine Mutter wirft ihre Tasche mit dem Stethoskop und den Gummihandschuhen auf den Rücksitz. Ich gucke sie an: »Wie hast du das so lange ausgehalten?«

»Ich musste lernen, richtig zu trösten. Den Leuten in diesem Moment zu glauben, dass es ihnen schlecht geht.«

Sie denkt nach. »Früher habe ich total mitgelitten, weil ich dachte: Toll, das bleibt übrig vom Leben! Das hat mich belastet. Das war nicht gesund.«

»Und heute?«

»Ich gebe etwas von mir, aber nur bis zu einem gewissen Punkt. Ich muss mich auch abgrenzen.«

Es ist etwas, was mich von Anfang an verwundert: Wie sie sich diesen Menschen zuwendet, jedem einzelnen, als sähe sie nicht mindestens zehn von ihnen jeden Tag, fünf Tage die Woche, vier Wochen im Monat, zwölf Monate im Jahr. Um die 2400 Begegnungen, aber kein bisschen Fließband.

Wir denken nicht gern über das Alter nach, schon gar nicht über Stützstrümpfe, Katheter und Menschen, die sich in ihren Betten wund liegen. Eines Tages wird es uns auch treffen. Aber bis dahin wollen wir damit möglichst wenig zu tun haben. Das ist menschlich. Wir sind Verdränger. Auch die Welt, in der meine Mutter arbeitet, ist deshalb eine verborgene, verdrängte. Eine aber, die immer größer wird: Im Jahr 2030 werden etwa 3,5 Millionen Menschen Pflege benötigen, 2060 werden es laut einer aktuellen Studie des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung 4,7 Millionen sein. Öffentlich reden wir kaum darüber. Darum, so dachte ich bisher ja auch immer, sollen sich mal schön die Fachausschüsse und Pflegereform-Arbeitsgruppen in ihren Fraktionshinterzimmern kümmern.

Auf dem Dienstplan notiert meine Mutter, wann sie wo ankommt, wann sie wieder abfährt. Nach der ersten Patientin waren wir zehn Minuten hinter der Zeit, nach der vierten sind es 20 Minuten, eine halbe Stunde, als wir bei Nummer 5 klopfen. Die Intervalle sind eng getaktet. Sobald wir eine Tür ins Schloss fallen lassen, müssten wir schon an der nächsten klingeln. Dass man Tabletten dosieren, Kanülen sortieren, den Müll entsorgen muss, sich angurten, Einsätze dokumentieren, an roten Ampeln warten – alles nicht eingeplant.

»Eigentlich ist eine Tour für zehn Patienten ausgelegt«, erklärt mir meine Mutter. So war das früher, so schafft man die Distanzen halbwegs, das Pensum. »Die Leitung stopft mir jetzt aber 16 rein und erwirtschaftet dadurch mehr Profit. Das nennt sich Arbeits-

verdichtung. An Verspätungen ist immer der Pfleger schuld, nie der Plan.«

»Das ist doch völlig absurd.« Mich macht das wütend. Am liebsten würde ich in diesem Moment zum Chef gehen, der diese irren Pläne verantwortet, und ihn zur Rede stellen. Der mache auch nur seinen Job, sagt meine Mutter.

Sie sitzt hinterm Steuer, das Handy am Ohr, der Leiter drückt ihr noch einmal drei Patienten zusätzlich in die Tour, weil sich Kollegen krankgemeldet haben. Mit einer Hand vermerkt sie die Adressen, steuert mit

gehen kann. Der Plan erlaubt keine Pause. Bei den Patienten will sie nicht.

Die Hauspflege ist eine boomende Branche. 1999 gab es 10607 ambulante Pflegedienste, 2015 waren es schon knapp 14300. Die privaten Dienste wachsen am schnellsten. 2013, bei der letzten Erhebung, waren 2,63 Millionen Menschen in Deutschland pflegebedürftig, mehr als zwei Drittel von ihnen wurden zu Hause versorgt.

Die Babyboomer wollen ihre Eltern nicht ins Heim schicken, auch die Alten selbst bleiben lieber in ihrer gewohnten Umgebung.

Was kein Problem wäre, gäbe es genügend Pfleger. Aber die fehlen. Also fehlt denen, die den Job auf sich nehmen, die Zeit. Pflegenotstand. Ein Drittel der Dienste müsse Neukunden wegen Unterbesetzung ablehnen, stellt eine aktuelle Studie fest.

Je länger wir durch die Stadt fahren, desto weniger frage ich mich, warum meine Mutter diesen Job nicht mehr machen will. Im Gegenteil: Warum hat sie nicht schon längst aufgehört?

»Wieso bist du eigentlich Krankenschwester geworden?«

»Ich kam mir damals edel vor. Ich wollte Menschen helfen, ihr Leben zu genießen oder das, was davon bleibt. Ich dachte: Ja, hier tu ich das Richtige. Das Gefühl ist sehr schön, das hast du nicht in jedem Job.«

»Und dieses Gefühl ist jetzt weg?«

»Ich fühle mich nicht mehr respektiert.«

Eine Weile ist es still im Auto. Dann sage ich: »Du musst kündigen.«

Ich erschrecke mich selbst ein wenig darüber. Es klingt komisch abrupt. Aber jetzt, wo ich es ausgesprochen habe, merke ich, dass sich etwas geändert hat. Dass ich, der Sohn, sie, die Mutter, beschützen will. Sie wird 50 Jahre alt. Ich will nicht, dass sie sich so kaputtmacht.

»Das sind ja ganz neue Töne«, sagt sie und lacht. »Ja«, sage ich. »Ich weiß. Aber der Termin eben, das geht doch nicht.« Ich meine unseren Besuch bei Patientin 7.

Ein Hochhaus, dort, wo die Stadt fast wieder Dorf wird. 50 Minuten sind laut Plan vorgesehen. Die Dame, weit über 90, bettlägerig, wiegt mehr als 100 Kilo. Meine Mutter prüft zuerst, ob sie noch atmet. Es geht immer auch um den Tod. Hinter jeder Haustür kann ein Verstorbener liegen. Meine Mutter hat schon viele Tote gefunden. Jetzt buttert sie einen Toast und kocht Kaffee auf, die Dame lebt noch, »und den Mokkaduft hat sie immer geliebt«. Ein Wohnzimmer im Nachkriegsbarock, mit Jagdszenen in Öl, einen Stich von Danzig. An der Wand goldgerahmte Stationen aus dem Leben der Patientin, als die noch nicht Patientin war: Hochzeit, Adriaurlaub, Kegelclub. Meine Mutter hievt die Frau von diesen Bildern aus dem Bett in den Rollstuhl und fährt ins Bad. Sie schreit, weil die Hörgeräte der Patientin nicht mehr funktionieren, aber die Tochter keine neuen kaufen will, das lohne sich nicht.

Meine Mutter zieht an den nassen Stützstrümpfen, stolpert gegen die Wanne, unmöglich, die auszuziehen, sagt sie, und schafft es dann doch. Ich stehe dumm daneben. Will

helfen, darf aber nicht, bin kein Pfleger, nur der Sohn, bin nicht versichert, bin also eigentlich gar nicht da und im nächsten Moment froh darüber, weil ich Ekel in mir spüre, weil mir schlecht wird. Meine Mutter wuchtet 100 Kilo in den Duschsitz, das geht auf die Bandscheiben. Als sie nach einer halben Stunde aus dem fensterlosen Bad kommt, ist ihr Polohemd nass geschwitz. Am Abend wird die Tochter der Patientin einen Kontrollgang machen und sich telefonisch beschweren, das Toastbrot sei nicht luftdicht eingewickelt worden.

Dass sich etwas verändern muss, haben die zuständigen Gremien immerhin erkannt. Die Koalition setzt bis 2017 eine gewaltige Pflegereform um. Künftig wird noch feiner differenziert, wer wie stark pflegebedürftig ist. Es soll auch mehr Beratung für die Versicherten und ihre Angehörigen geben. Mehr Zeit für die Pfleger ist nicht geplant. Würden die sich nicht so aufopfern, mit Überstunden, Zusatzschichten, sagt ein Experte für ambulante Pflege, wäre das System längst zusammengebrochen.

Meine Mutter verdient 1500 Euro brutto im Monat. Ohne das Einkommen ihres Mannes ginge es nicht, die beiden haben Kinder. Mit mir war sie über Jahre hinweg allein, Singlemutter, lange her. Wie hat sie uns beide damals durchgebracht?

»Ich hab Vollzeit gearbeitet. Dich um sieben im Kindergarten abgeliefert, danach angefangen und bis zum frühen Abend geschuftet.«

»Komisch, wenn ich zurückdenke, bist du immer für mich da gewesen.«

»Wir mussten beide funktionieren, und wir haben funktioniert.«

Ich beobachte sie von der Seite, während wir die Tour fahren, weiter, immer weiter. Frau W. schmerzt der Bauch. Frau P. geht es nicht gut, Herr H. will mehr Zahnpasta auf seine Bürste. Und meine Mutter, wie geht es der? Ihre linke Hand ist verkrampft, vom Drücken der Pillen. An ihrem Schienbein färbt sich der Fleck vom Wannensturz blau.

In ein paar Wochen wird sie mir ihr Kündigungsschreiben zum Korrekturlesen geben.

Hinter der Tür von Patient 9 lehnt eine Beinprothese mit Strumpf und Sandale. Meine Mutter leert dem beidseitig amputierten Mann den Urinbeutel. Sie spült den künstlichen Darmausgang, prüft seinen Katheter. Sollen wir Klamotten wechseln, fragt sie. Meine Mutter wäscht ihm die Brust, den Rücken, das Gesicht. Es stinkt, nach Kot, nach Schweiß und Bier. Ob wir auch einkaufen gehen, fragt er, meine Mutter entschuldigt sich wortreich. So läuft das in der Pflege: Der Patient bekommt weniger, als er will, und meine Mutter gibt mehr, als sie soll.

Ich beobachte, wie sie sich auf der Tour verwandelt. Wie sich ihre Stimme von Patient zu Patient ändert, ihr Ton nuanciert, mikroskopische Metamorphosen nur, an denen aber sofort erkennbar wird, wer ihr nah ist. Meistens sitzt sie, manchmal duzt sie. Sie witzelt mit einem, der im Rollstuhl kiffte, sie kumpelt Herrn S. an, bei einer perlmutterbhangenden Lady, ehemalige Opernsängerin, ist sie vorsichtig und tastend im Gespräch. Sie spielt Verbalbingo: Morgen soll das Wetter schön werden! Am Mittwoch kommt doch Ihr Sohn mit den Enkeln vorbei! Gleich fängt Ihre Lieblingssendung an, nicht vergessen! Streut kleine Tröstungen ins Leben der Alten. Irgendwann ist der Montag geschafft.

»Wirst du dich von deinen Patienten verabschieden?«

»Nein, das wäre nicht gut.«

»Glaubst du nicht, dass sie einen Abschied verdient haben?«

»Die haben eine Bindung zu mir, die werden traurig, das will ich nicht. Der Abschied soll sie nicht aus der Bahn werfen.« Meine Mutter lächelt. Es ist ein merkwürdiges Lächeln. Wehmütig fast. Sie tut, als gelte das nur für die Alten. Ein bisschen, glaube ich, gilt es auch für sie selbst.

www.zeit.de/audio



»Die Patienten bekommen weniger, als sie wollen, und meine Mutter gibt mehr, als sie soll«

der anderen durch den Verkehr. Sie kennt jede Abkürzung, jede Sackgasse, jede Umleitung. Ihr Gedächtnis ist ihr GPS.

Beim fünften Patienten, manisch depressiv, fast blind, dauert die Pflege doppelt so lange wie geplant. Der sechste ist besoffen und hat die Tür verriegelt. Manchmal, erzählt meine Mutter, sei er gar nicht da. Dann steigt sie ins Auto, fährt die Straße ab und findet ihn auf dem Weg zu seinem Wodka-beschaffungskiosk. Die Tabletten legt sie ihm dann am Stehtisch auf die Zunge.

Meine Mutter hat einen trockenen Mund. Sie hat sich abgewöhnt, auf der Tour Wasser zu trinken, weil sie nirgends auf die Toilette